

# Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



1



Oft anders als die Kamera sieht das Auge des Malers die Industrie. Hier hat der schwäbische Maler Armbruster mit Pinsel und Palette einen Ausschnitt aus dem Mittelblechwalzwerk festgehalten.

JAHRGANG 6 1. FEBRUAR 1955

AUS DEM INHALT:

Schnappschüsse

+

Aus Alt mach Neu

+

Aus Protest

+

Wie Oberhausen entstand

+

Mit Druck geht's besser — aber, aber . . .

+

Wenn ich mein Mann wäre

+

Albert Schweitzer

+

HOAG-Chronik

+

Steckenpferd-Reiter

**ECHO DER ARBEIT**

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000 Expl. VVA-DRUCK, Oberhausen. Kilschees: Vignold, Essen.

# Schlamperei . . .

„Ich weiß nicht, der Meister sagt immer, ich bin so unordentlich“, meinte Jochen ganz betrübt in der Arbeitspause. „Ich geb' mir wirklich die größte Mühe.“ Dabei zerrte er an einem Paket, das halb aus seiner Hosentasche herausragte. Noch ein Ruck — und jetzt hatte er's geschafft. Ein Kamm, zwei Zehnpfennigstücke und ein Frühstücksbrot, in Butterbrotpapier gehüllt, fielen auf den Boden. Jochen bückte sich, rot geworden, um alles wieder einzusammeln. Das Frühstücksbrot legte er rasch in den offenen Werkzeugkasten, denn eben war ihm eingefallen, daß er ja ganz vergessen hatte, in Abteilung B hinüberzugehen und einen Auftrag auszurichten. Er kam so bald nicht wieder. Der Meister kam vorbei, sah das Frühstücksbrot im Werkzeugkasten liegen und blieb stehen. Er begann sich für den Werkzeugkasten selbst zu interessieren. Ein heilloses Durcheinander! Zwei, drei wichtige Werkzeuge fehlten, der größte Teil war ungesäubert.

Auch der gesamte Arbeitsplatz sah merkwürdig unordentlich aus. Daß er völlig unaufgeräumt war, das war noch nicht einmal das schlimmste, aber da lagen Abfälle am Boden, dazwischen ein paar Zigarettenbilder, ein Stück Schnur. Und neben der Maschine lag Jochens aufgeklapptes Taschenmesser, von dem die Spitze abgebrochen war.

Wir kanteten unseren Meister und dachten: armer Jochen. Jochen war ein netter Kerl, aber seine elende Schlamperei brachte er schon von zu Hause mit. In dem Zimmer, das er zusammen mit seinem Bruder bewohnte, lag immer alles durcheinander. Wenn er sich umzog, flogen die Sachen aufs Bett, und da blieben sie liegen. Offenbar kümmernte sich dort keiner um ihn.

Jochen kam wieder — aber der Meister sagte nichts. Er fragte ihn nur freundlich, ob ihm die Arbeit Spaß mache? Jochen nickte hocherfreut, griff mit seinen ölbeschmierten Händen zum Frühstücksbrot und begann vergnügt zu kauen. „Ich schaff's schon“ versicherte er liebenswürdig mit vollem Mund.

Und noch kein Donnerwetter? Aber unser Meister war listiger als wir geglaubt hatten. Wir hatten noch so einen Spezialisten für Schlamperei in der Abteilung, der allerdings schon viel länger als Jochen bei uns war. Das war Alfons. Und Alfons hatte ein Gutes: er war bei aller Schlamperei sehr ehrgeizig. Zu dem ging also der Meister. „Hör mal, Alfons“, sagte er ganz beiläufig. „Du mußt dich in den nächsten Wochen mal ein bißchen um den Jochen kümmern. Der Junge ist völlig verschlampt, und es hat gar keinen Zweck, daß ich ihn immer zur Rede stelle. Der weiß es eben nicht besser. Aber du weißt es besser. Du mußt ihm mal erklären, warum hier im Betrieb unbedingt Ordnung herrschen muß. Warum der Arbeitsplatz immer aufgeräumt sein muß. Warum man seinen Werkzeugkasten ordnet und immer wieder überprüft. Warum man sich die Hände wäscht, wenn man sein Frühstück isst. Mach ihm das mal in netter Weise klar, ich glaube, daß du das ganz gut kannst.“ Wir hatten Mühe, uns das Lachen zu verbeißen. Alfons sah den Meister fassungslos an. Aber der blieb ganz ernst. Alfons überlegte noch einen Augenblick, ob der Meister das wirklich ernst gemeint hatte — aber offenbar war es so. Und daraufhin begann sich unser Alfons des kleinen Jochen anzunehmen. Es war einfach herrlich.

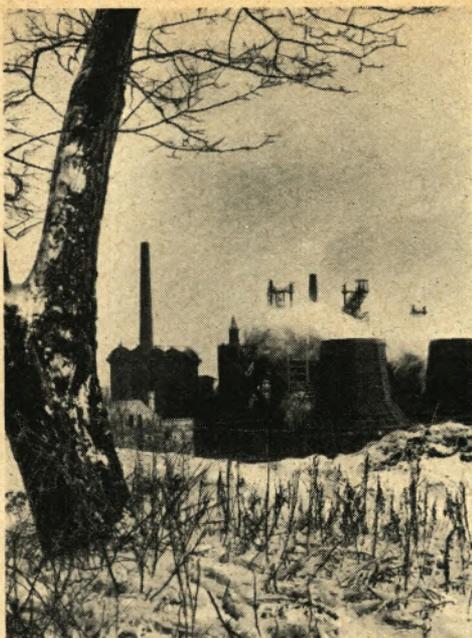
In den Pausen hielt Alfons von nun an seinem Schützling lange Vorträge über die notwendige Ordnung im Betrieb. Er brachte ihn dazu, jeden Tag seinen Arbeitsplatz sauberzuhalten und aufzuräumen. Er zeigte ihm, wie man die Maschine reinigte. Er war völlig außer sich, als Jochen eines Tages zu spät kam und weder gewaschen noch gekämmt war. Aber eins war sicher. Alfons hatte Erfolg. Und Jochen war schon recht ordentlich geworden und manchmal gar nicht mehr wiederzuerkennen, als wir unsere „Bombe“ losließen: Es war eines Mittags, eine Viertelstunde vor der Mittagspause, als einer von uns zu ihm sagte: „Na, Jochen, bei dir sieht's heute aber wieder gar nicht ordentlich aus. Los, geh mal rüber zu Alfons und sieh dir mal an, wie ordentlich alles bei ihm ist. Na, geh schon. Ein Arbeitsplatz muß immer ordentlich sein, auch wenn es mitten in der Arbeit ist.“

Wir alle hatten zu arbeiten aufgehört. Jochen ging gehorsam los, um sich Alfons' Arbeitsplatz anzusehen. Unwillkürlich drängten wir hinter ihm her. Na jetzt, die Blamage!

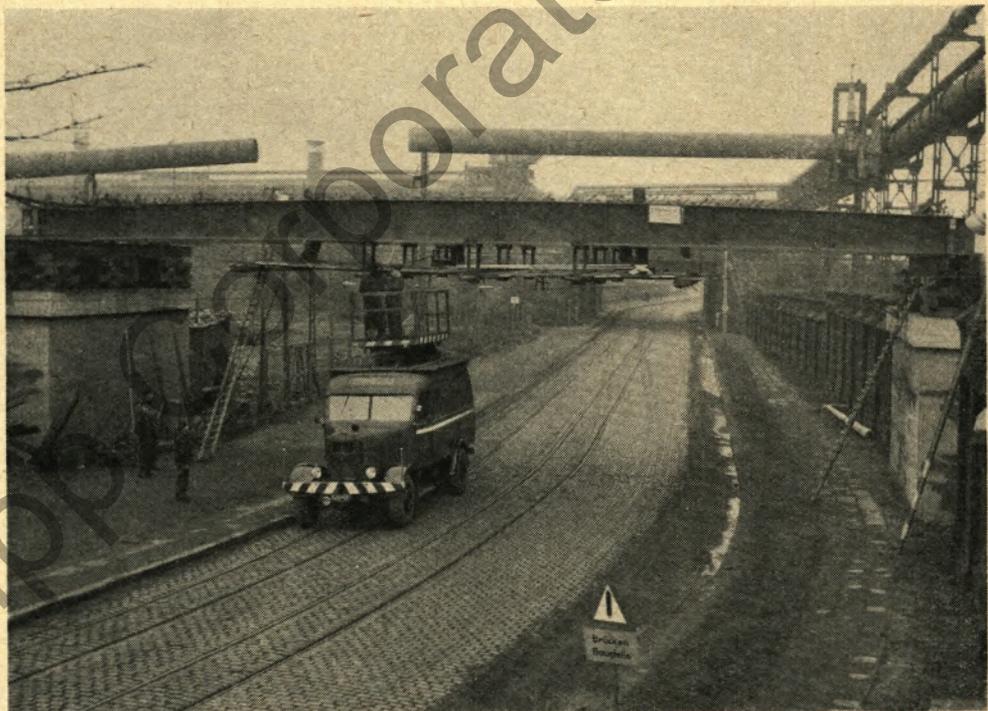
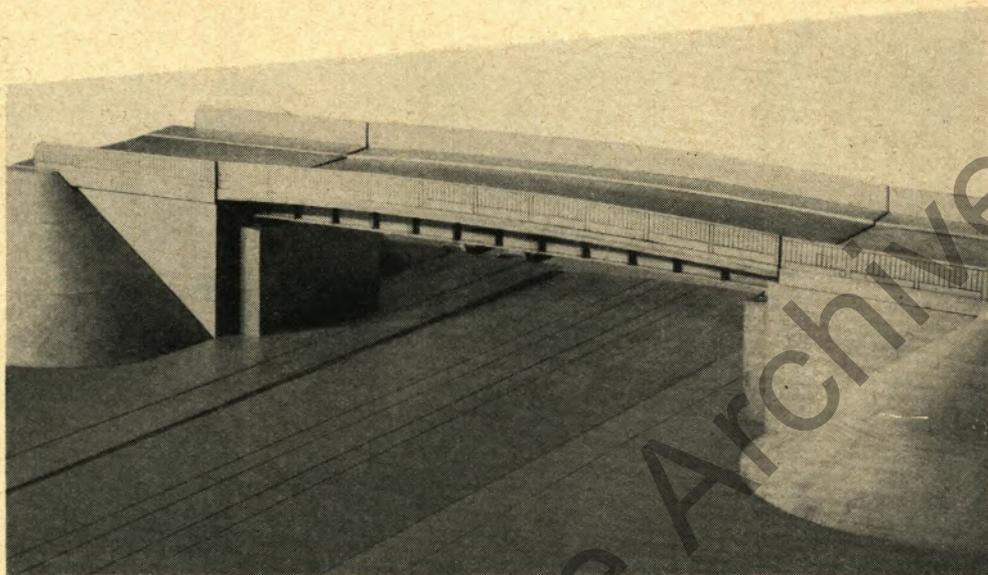
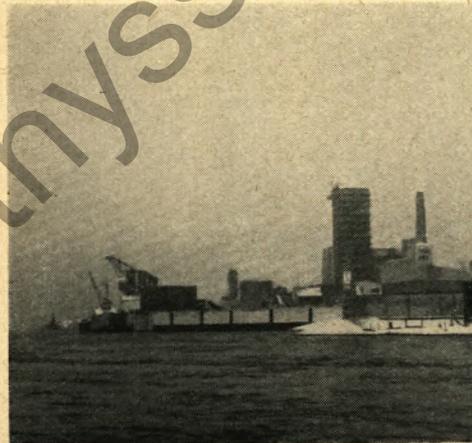
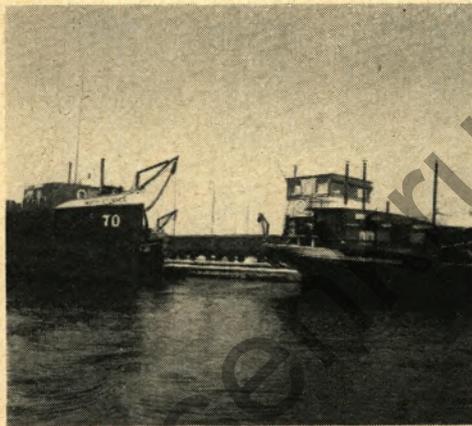
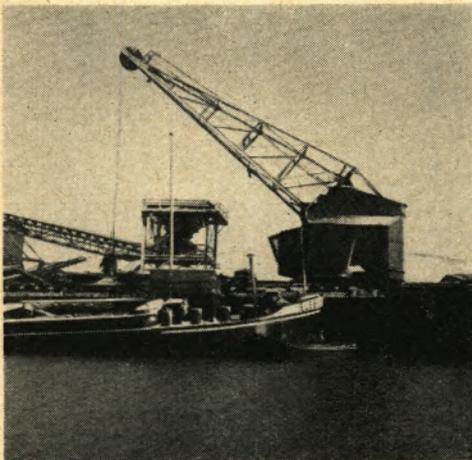
Aber — es war unsere Blamage! „Mensch“, sagte der kleine Jochen ehrlich bewundernd. „Prima sieht's bei dir aus. Aber bei mir ist es doch auch schon besser, nicht wahr?“

Verflucht noch mal! Ich stand ganz dicht neben dem Meister und sah ihn an. Und der kniff ein Auge zu und sagte ganz leise, so daß nur ich es hörte: „Zwei Fliegen mit einer Klappe!“

# Schnappschüsse



▲ Das Werk im Schnee. Ein nicht alltägliches Bild, das unser Fotograf hier festgehalten hat. Tief verschneit lag tagelang die Umgebung des Werkes. Selbst die ältesten Hüttenleute staunten, wo sich doch sonst in der Nähe der Hochöfen und Stahlwerke der Schnee nur wenige Stunden hält, um sich danach in schmutzig-grauen Matsch zu verwandeln.



▲ Nach den starken Schnee- und Regenfällen herrschte Mitte Januar in Westdeutschland Hochwassergefahr. Auf dem Rhein ruhte fast der gesamte Schiffsverkehr. Der Duisburg-Ruhrorter Hafen, der größte Binnenhafen Europas, mußte geschlossen werden. In unserem Hafen Walsum war der höchste Wasserstand seit mehr als zwanzig Jahren zu verzeichnen. Nach dem Amsterdamer Pegel berechnet, stieg der Wasserstand auf 25,58 m, was bei der Tiefe der Hafen-Sohle von 15,54 m einen effektiven Wasserstand von 10,04 m ergibt. Im allgemeinen liegt der Pegelstand in Walsum bei 19 m. Also stieg das Wasser um mehr als sechs Meter. So hoch hat man im Südhafen Walsum die Aufbauten der Schiffe selten über die Kaimauer ragen sehen. Bis hart an den Rand der Hafenbecken stieg — wie unsere Bilder beweisen — das Wasser. Aber dann ging es, Gott sei Dank, wieder zurück, so daß es nirgendwo im Hafengelände zu Überschwemmungen kam. Dennoch waren von der Hafenverwaltung alle möglichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden. So waren die hart an der Kaimauer stehenden Kräne verankert und durch schwere Kübel mit Eisenschrott vor den Fluten gesichert. Das waren bange Stunden im Hafen Walsum. Ähnlich wie vor einem Jahr, als wir in der Januar-Ausgabe berichten konnten, daß der Pegelstand auf 1,41 m abgesunken war.

▲ Am 27. Dezember pünktlich um 20 Uhr erschienen Polizei und Herren des Verkehrsamtes in der Osterfelder Straße, um kritische Blicke auf die Montage einer neuen Brücke zu werfen, die das Stahl- und Walzwerk mit der Feineisenstraße verbindet. Pünktlich begann auch die Brückenträgermontage und verlief, wie vorgesehen, bis 5 Uhr morgens ohne Zwischenfälle. Die neue Brücke, mit einer lichten Durchfahrt von 20 m, dient hauptsächlich der Entlastung der Essener Straße vom Werksverkehr. Die Stahlkonstruktion mit einem Gesamtgewicht von 30 t ist von der GHH Sterkrade angefertigt worden und hält einer Belastung von 60 t stand, so daß in Zukunft auch die schweren Brammenwagen über die Brücke rollen können. Für Fußgänger sind Gehwege von 1,50 m Breite zu beiden Seiten der Fahrbahn vorgesehen. Es fehlt allerdings noch die Fahrbahnplatte aus Stahlbeton, die in Auftrag gegeben worden ist, und die Straßendecke. Die Bauabteilung hofft, daß die Brücke am 1. März 1955 dem Verkehr übergeben werden kann. Mit dem Bau der neuen Brücke ist wieder ein Schritt getan, den Werksverkehr von der Straße wegzuziehen. Darüber hinaus ist geplant, die bestehende Straße bis zum Blechwalzwerk weiterzuführen. Das obere Bild zeigt das Modell der Brücke. So soll das die beiden Betriebsteile verbindende Brückenwerk nach der Fertigstellung einmal aussehen.

# AUS ALT MACH NEU

VON WILHELM SALZ, MASCHINENMEISTER

Ein Raunen ging durch den Betrieb, es lag etwas in der Luft. Das Wetter trug auch noch dazu bei, es war so diesig. Nebel hüllten Menschen, Gebäude, Maschinen und Fahrzeuge in ein geheimnisvolles Grau.

Einigen Männern war bekannt, daß wiederum ein Stück aus guter alter Zeit den Weg alles Vergänglichen gehen sollte. Es war der Dampfkran, der allen bekannt, von der äußersten Spitze WO, Ecke Essener und Sterkrader Straße, das Werk bis zur Mitte durchkreuzte. Dieser Kran, genannt „Feuriger Elias“, sollte seine letzte Fahrt und Ehrenrunde machen. Schwer waren Fritz und Bernhard, die bald 20 Jahre den „Feurigen Elias“ gefahren hatten, zu bewegen, die vorgesehene letzte Fahrt zu machen.

Die Männer begannen, den letzten Start vorzubereiten. Es wurde Wasser gefaßt, Feuer unter dem Kessel angelegt. Während dieser Arbeit klopfte Fritz mit der flachen Hand an den Kessel, etwa so, als wenn man einem alten liebgewordenen Gaul an den Hals patscht, und sagte wehmütig: „Ja, Max, so geht's, wenn man alt wird.“

Der so angesprochene Kran war erstaunt über die vielen bekannten und unbekanntenen Menschen, die sich plötzlich um ihn bemühten und ihn immer wieder so traurig und ehrfurchtsvoll anschauten. Er fragte Fritz: „Was ist denn heute eigentlich los, daß sich plötzlich so viele Menschen geheimnisvoll um mich bemühen? In letzter Zeit kümmerte sich doch kaum einer um mich. Man ließ mich unbeachtet, wie verstoßen im Stall stehen. Ja, aber früher, etwa vor 60 Jahren, als ich noch jung und hübsch war, hatte ich noch viel mehr Zu- und Beschauer als heute. Da wurde ich von allen Seiten bestaunt und bewundert, wenn ich mit Eleganz die schweren Brocken hochzog, umher-schwenkte und an Ort und Stelle brachte. Die ersten Männer, denen ich anvertraut wurde,

pfl egten mich gut, hielten mich auch in Lack, Farbe und Teer und waren besonders stolz, wenn sie mit mir das Werk durchkreuzten. Ich war ja noch jung und neu, hatte viel Energie, Kohlen wurden nicht abgezählt, aber auch nicht geklaut, hatte auch meine Mucken, die mir aber schnell abgewöhnt wurden. Denn, ich war doch nicht angeschafft worden, um Spazierfahrten zu machen, sondern ich sollte arbeiten. Hast Du's nicht im „ECHO DER ARBEIT“ gelesen, Fritz, darin stand auch ein Artikel von alt und jung, darüber muß man nachdenken.

Bis zu meinem Einsatz wurden die Walzen mit Zubehör und die schweren Maschinenteile von Hand und Karren in die Betriebe befördert. Jetzt sollte ich das allein schaffen, was sonst etwa 25 Männer geleistet hatten. Ich hatte auch einen Beiwagen, worauf die Walzen, Zubehör und sonstige Teile gelegt, dazu noch 5 000 kg an meinen Ausleger gehangen und nun ging's im 15-km-Tempo mit äußerster Kraft voraus oder zurück, zur Träger-, Grob- und Feineisenstraße. Unter den Männern, die mich bedienten, waren einige, die sich vorsichtig weit von mir und so von der Arbeit fernhielten, und andere, die zu nahe an die Arbeit herangingen, und ihre Zehen unter meine Räder bekamen. Ja, früher gab es noch keine Arbeitsschutzleute, die ihre Augen überall hatten und für Schuhe mit Stahlkappen sorgten. Darum, lieber Fritz, schaff' Dir auch solche Schuhe an, die sind gut, Du weißt, „Alter schützt vor Torheit nicht“.

Mein Gleis führte auch durch die Walzendreherei. Diese wollte oder mußte auch von mir bedient werden. Es kam öfter vor, daß die Männer sich um mich zankten, obwohl ich älter und häßlicher geworden. Ein jeder wollte von mir zuerst bedient werden, aber alle wurden zufriedengestellt.

Die Anforderungen wurden immer größer, so daß ich kaum Zeit fand, Wasser und Kohle zu

fassen, um die notwendige Energie zu sammeln. Je älter ich wurde, desto schwerere Lasten bürdete man mir auf. Manchmal drohte ich umzukippen, dann band man mich mit schweren Ketten an den Schienen fest. Später wurde mir ein Bruder als Entlastung zur Seite gestellt. Dieser hatte drei Antriebsmaschinen, je eine mit 20 PS Leistung für Hub, Fahr- und Schwenkwerk, wohingegen ich nur eine Maschine mit 30 PS Leistung besitze, die über ein Schaltgetriebe alle Bewegungen ausführen muß. Jener Bruder aber erfüllte seine Aufgaben nicht, er wurde später als Aushilfe in die Beizerei verschoben und kam dann auf den Schrotthaufen.

Es brach dann wieder eine Zeit größerer Umschichtungen an. Die Träger-, Grob- und Feineisen-Walzwerke wurden abgebaut. Meine Aufgaben waren scheinbar auch erfüllt. Aber nein, ich wurde immer noch gebraucht, und zwar für das Ersatzteillager und die Schrottaktion. Bei einem starken Schneegestöber verlor ich während einer Fahrt mein Schwungrad, ohne daß es jemand bemerkte. Das sollten die jungen Männer einmal nachmachen, soviel Schwungkraft zu entwickeln ohne selbst eingeschwungt zu werden. Ja, ich war immer noch gängig, einigen jungen Leuten viel zu gängig; denn diese verlangten, daß ich mir auf meine alten Tage eine Bremse zulegen sollte und dazu noch eine Fußklingel.

Eines Tages mußte ich erfahren, daß ich etwas zu viel auf das gute Alte gepocht hatte. Kam doch da ein kleines, hellblau angestrichenes Ding an mir vorbeigeschlichen. Es lief nicht auf Schienen und hatte noch dazu gummi-bereifte Räder. Es währte nicht lange, da machte das hochnäsige Ding Annäherungsversuche, zuerst etwas scheu und unbeholfen und versuchte meine Funktionen nachzuahmen. Bei dem ersten Versuch kippte es bald auf die Nase. Aha, dachte ich, das kommt davon, wenn man den Alten etwas vormachen will. Das kleine Ding lief sich aber nicht beirren, sein Mut steigerte sich, es baute sich vor mir auf, sperrte mir den Weg und riß die vor mir liegenden Laufschiene aus dem Boden. Es wurde noch toller, als es erfuhr, daß man ihm den schmeichelhaften Namen „Molli“ gegeben hatte. Da lief es alle Ehrfurcht vor dem Alten fallen, baute sich wieder vor mir auf, stemmte sich zunächst ganz sachte, dann immer stärker gegen meinen Kasten, drückte mich aus meinem Obdach hinaus ins Freie in den grauen Nebel. Und jetzt soll ich, wie es heißt, nach den Stahlwerken „umgelegt“ werden.“ „Nanu, jetzt hö-r-r-r op“, sagte Fritz, der ruhig zugehört hatte, „das stimmt, Du wirst „umgelegt“, aber in Stücken, Du kommst in den Martinofen, aus Deinem alten Eisen wird neuer Stahl erschmolzen und daraus bauen junge und alte Männer wieder drei neue „Mollis“. Du hast sicherlich Deine Pflicht getan, hast mit äußerster Kraft geholfen, unser Werk aufzubauen, Dein Zweck ist jetzt erfüllt.“

Das Alte muß sterben, damit das Neue lebe!

## Glückauf!

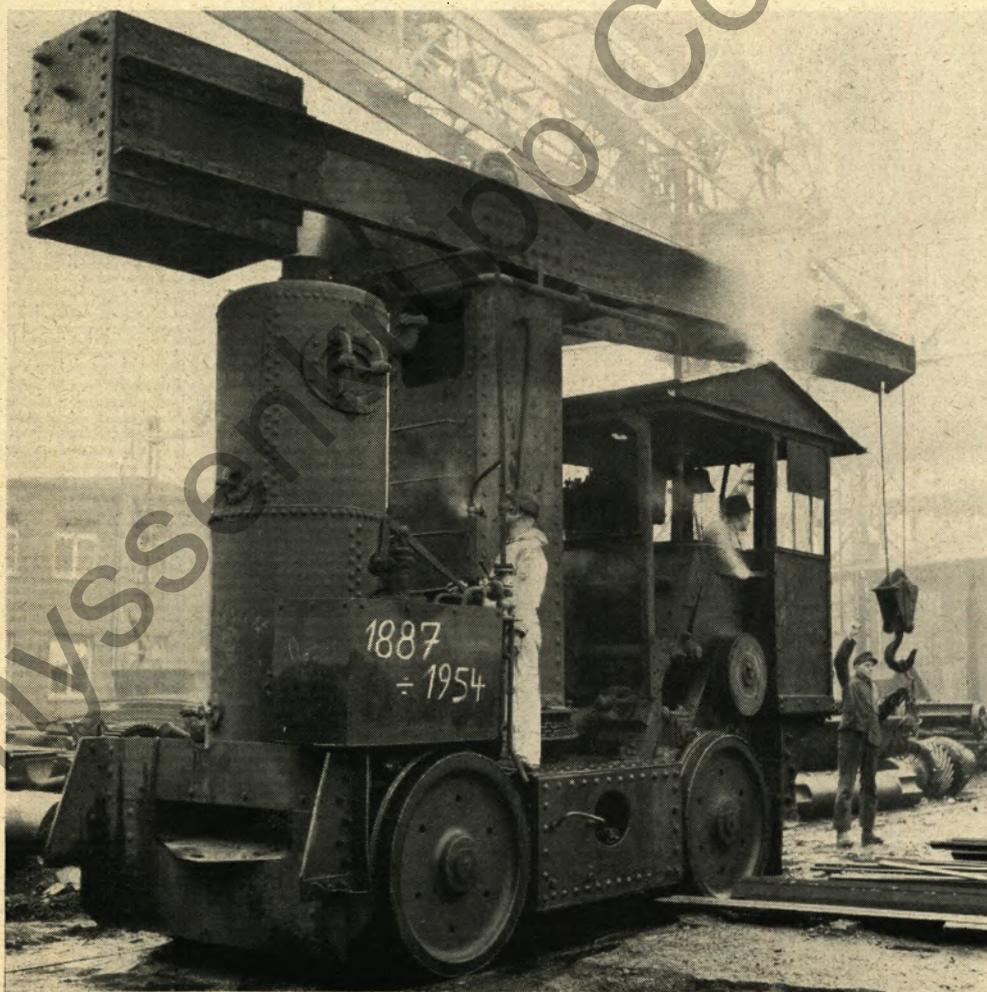
Direktor Gerhard Bruns, der — wie in Ausgabe 22/23 „ECHO DER ARBEIT“ berichtet — am 1. Januar dieses Jahres in den Ruhestand getreten ist, hat in einem Brief an die Werkszeitung noch einmal allen Belegschaftsmitgliedern seinen besonderen Dank ausgesprochen. Nachstehend der Wortlaut des Schreibens:

Mit dem 1. Januar 1955 bin ich in den Ruhestand getreten und damit aus dem Vorstand der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft ausgeschieden.

Allen Belegschaftsmitgliedern, die mit mir seit 1947 und besonders in den schweren Tagen und Jahren fleißig und vertrauensvoll zusammengearbeitet haben, möchte ich auf diesem Wege noch einmal von ganzem Herzen danken.

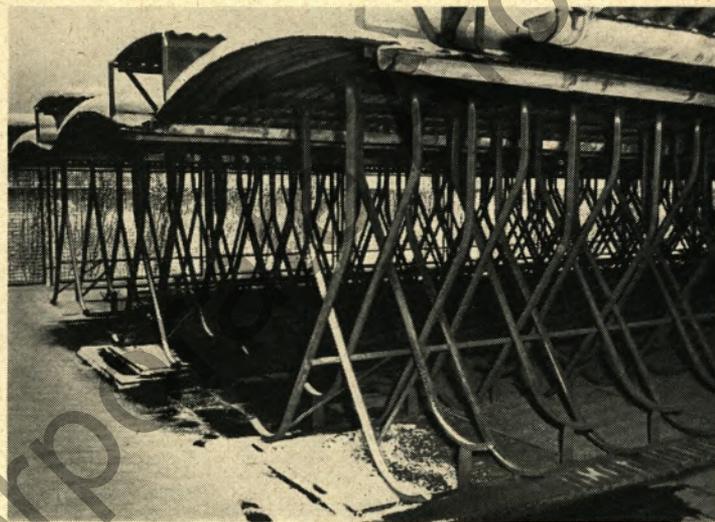
Zum Abschied allen Belegschaftsmitgliedern ein herzliches Glückauf!

gez. Gerhard Bruns





← Diesen Schneemann hatten einige zur Notbelegschaft eingeteilte Kollegen im Walzwerk als „Streikposten“ aufgestellt. Es war im übrigen der einzige Streikposten.



Fahrradwächter Franz Unetic (oberes Bild) hätte an diesem Tag auch zu Hause bleiben können; die Fahrradstände lagen am Streiktag leer und verlassen da.

# Aus Protest

Von Willy Voßkübler, Vorsitzender des Betriebsrates

Am 14. Januar legte die Belegschaft unserer Oberhausener Betriebe für 24 Stunden die Arbeit nieder. Am Tage darauf traten die Angehörigen der Bergbau-AG Neue Hoffnung sowie unseres Drahtwerkes Gelsenkirchen ebenfalls in einen 24stündigen Proteststreik. Die Arbeitsniederlegung war die Antwort auf die Erklärung von Generaldirektor Dr. Reusch über die „brutal erpresste Mitbestimmung“, die zu einer „Zeit der noch nicht gefestigten Staatsgewalt“ durchgesetzt worden sei. Die hierbei eindeutig zum Ausdruck gekommene Absicht Dr. Reuschs, das gesetzliche Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer zu beseitigen und eine entsprechende Regelung für die Bildung der Holdinggesellschaft zu verhindern, war der Anlaß zu einer außerordentlichen Betriebsratsversammlung mit den Vertrauensmännern unseres Werkes. In einer bewegten und von Verantwortung getragenen Aussprache wurde spontan und einstimmig der Beschluß zu einem Proteststreik gefaßt. Ganz Deutschland blickte in diesen Tagen auf Oberhausen. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Karl Arnold kritisierte noch am gleichen Tag die Ausführungen Reuschs und sagte, eine solche Bemerkung wie „brutale Erpressung“ sei nicht nur zu bedauern, sie müsse sogar scharf zurückgewiesen werden. Mit einer solchen Auffassung, wie sie Dr. Reusch vertrete, könne keine wirtschaftliche und politische Wiederaufbauarbeit geleistet werden. Der Staat werde das Mitbestimmungsrecht, das sich durchaus bewährt habe, gegen jedermann zu schützen wissen. In einer Ansprache über die Sender der Bundesrepublik nahm auch Bundeskanzler Dr. Adenauer zu den Erklärungen Reuschs Stellung. Die Bemerkung des GHH-Generaldirektors, so sagte der Kanzler, sei nicht nur im Ton durchaus zu tadeln, sondern auch unrichtig.

Welche Folgen die Erklärung Dr. Reuschs noch hatte, erklärt am besten die Tatsache, daß über 800 000 Arbeiter und Angestellte des Bergbaus und der eisenschaffenden Industrie sich mit den Oberhausener Werkstätigen solidarisch erklärten und am 22. Januar aus Protest gegen die Äußerung Dr. Reuschs gleichfalls die Arbeit niederlegten. Die Protestaktion beweist mehr als deutlich, daß die Arbeitnehmer der deutschen Montanwirtschaft bereit sind, jeden Millimeter der Mitbestimmung zu verteidigen. Die Herausforderung von Dr. Reusch hat



Im Blechwalzwerk war es ruhig wie auf einem Friedhof. Kein Gekreisch der Walzen, kein Gebrumm der Motoren, kein Pfeifen der Signale. Die Belegschaft streikte!

die Arbeiter ganz persönlich getroffen. Sie selbst lösten die Streikwelle aus. Nichts war „von oben“ organisiert. Wie groß gerade in unserem Werk die Empörung über die Reusch-Erklärung war, wird unmißverständlich dadurch bewiesen, daß weder Streikparolen ausgegeben, noch Streikposten aufgestellt waren. Dennoch blieb die Arbeiterschaft einhellig der Arbeit fern. Alles verlief ruhig, zu Zwischenfällen ist es nirgends gekommen.

Nicht zuletzt ist die Protestaktion der Berg- und Hüttenleute ein Beweis dafür, daß alles getan werden sollte, um den Konfliktstoff „Mitbestimmung“ endlich aus der Luft zu schaffen. Der Bundestag hat sich mit der Regelung der Holding-Mitbestimmung bisher sehr viel Zeit gelassen.

# Wie Oberhausen entstand

Vor 300 Jahren: Mord und Totschlag auf der Lipperheide — Lockere „Damen“ amüsierten sich im Schloß Oberhausen

Fortsetzung der Heimatgeschichte Oberhausens aus Ausgabe 22/23 1954.

Nach den Herren von Hoven wurden die von Boenen Besitzer der Burg Oberhausen. Einer von diesen heiratete, wie hier schon berichtet wurde, das Fräulein Anna Sophia von Lipperheiden, eine Erbtöchter von Haus Bermen (Bermensfeld!) am Lipperheidenbaum. Damit waren diese beiden Rittersitze auf dem Boden des späteren Oberhausen vereinigt. Das heutige Schloß Oberhausen aber, das der Stadt Oberhausen gehört, wurde von den Westerholt-Gysenberg errichtet. Diese Familie ist es, die im 19. Jahrhundert große Ländereien an die Gutehoffnungshütte verkaufte, sich von Schloß Oberhausen endgültig zurückzog und das ganze Gebiet einer neuen Macht, der Industrie, abtrat.

Früher konnten nur Besitzbürger Stadtverordnete werden. In bezug auf den Staat und auf die Handhabung der politischen Macht gab es drei Klassen von Menschen. Die politischen Rechte wurden der ersten und zweiten Klasse in wohlhabendsten Dörfern zugeteilt, der dritten Klasse wurden sie vorenthalten. Die erste Klasse bestand aus reichen Leuten, die zweite aus Wohlhabenden, die dritte aus Habenichtsen. Wenn heute ein Arbeiter, ein Angestellter oder kleiner Beamter Stadtverordneter, Landtagsabgeordneter oder gar Bundestagsabgeordneter wird, kräht kein historischer Hahn mehr traurig nach dem Dreiklassenwahlrecht. Auch verflucht kein Bauer jemals den Eroberer Napoleon, der die drückenden Verträge beseitigte, mit denen auch die Herren von Schloß Oberhausen, Burg Vondern, Schloß Broich und Styrum die Bauern als Vermehrer, Verwalter und Erhalter ihres eigenen riesigen Besitzes durch raffinierte Klauseln an sich fesselten. Wenn die Mächtigen aus jener Zeit hören könnten, daß es heute so etwas wie Betriebsräte gibt, daß Arbeiter und Angestellte sogar in den Aufsichtsräten der großen Industriewerke sitzen, die auf ihrem ehemaligen Grund und Boden entstanden sind, sie würden die Welt nicht mehr verstehen. Sie verstanden sie ja schon vor der französischen Revolution nicht, aber das merken sie erst, als die ausgepressten Bürger überall „die Bastillen gestürmt“ hatten.

Diese kleine Erläuterung ist angebracht, um dem Oberhausener unserer Zeit seine eigene Stellung in der Geschichte, auch in der Heimat, als Ergebnis eines echten Befreiungsprozesses zu zeigen. Daß dieser Prozeß in Gang kam, dazu hat gerade die Technik und Industrie sehr viel beigetragen. Man liest die Geschichte der adeligen Herren von Schloß Oberhausen mit mehr Verständnis, wenn man sie als die Geschichte einer Epoche begreift, die überwunden ist und von niemandem zurückgewünscht wird.

Oberhausen schickt heute zwei Arbeiter in den Düsseldorfer Landtag, vorher waren es vielleicht Angestellte oder Freiberufler. Doch es gibt Spannungen und Interessenkonflikte auch im heutigen Landtage. Aber Mord? Im November 1753 tagte der damals für die Oberhausener Gegend zuständige Klever Landtag, zu dessen „Abgeordneten“ auch Wilhelm Ludolf von Boenen, Herr von Oberhausen und Bermen gehörte. Am 18. November wurde er im Klever Landtag meuchlings ermordet. Die Interessengegensätze der Herren wurden damals öfters auf diesem Wege bereinigt.

Das war auch schon hundert Jahre vorher auf der Lipperheide so gewesen. Da hatte der 35jährige Graf Moritz von Styrum, der auf dem den meisten Oberhausenern wenigstens dem Namen nach bekannten Schloß Styrum in Mülheim residierte — es ist inzwischen längst Eigentum der Industrie — einen alkoholisch befeuertem Zusammenstoß mit einem anderen Grafen unserer Gegend, Alexander von

Dhaun-Falkenstein (die Falkensteinstraße erinnert noch an diesen Adelszweig). Graf Alexander war zwar gerade erst sechzehn Jahre, aber es fehlte ihm nicht an frühreifem Herrenstolz. Wie es genau dazu kam, daß der Styrumer den Grafenjüngling nach altem Familienbrauch standesgemäß „erledigte“, ist nicht geklärt. Heimatforscher äußern sich zu dem Totschlag auf der alten Oberhausener Heide etwa so: Die beiden begegneten sich im ange-trunkenen Zustande bei einem Spaziergang. Der sechzehnjährige Alexander war stark berauscht. Aber auch Moritz von Styrum stand unter Alkohol. Der Jüngling soll besonders jähzornig und, so würden wir heute sagen, großschnauzig gewesen sein. Irgendein Adels-machtkomplex habe ihn gegenüber dem Rivalen gereizt und zu Beleidigungen hingewiesen. Eingedenk seiner Adelswürde habe der so angegriffene Moritz von Styrum im Alkoholnebel die Notwehr unvornehm überschritten und den Kontrahenten kurzerhand niedergestreckt. Der starb damit einen Tod, der gerade in dieser Familie Tradition hatte. Denn auch der Großvater des zu dieser Zeit auf Haus Bermen (Lipperheiden) „regierenden“ Grafen Wirich von Dhaun-Falkenstein und einer seiner Enkel sind ermordet worden. Dieser Privatkrieg der mancherlei Grafen und Freiherren von Haus Bermen über Burg Oberhausen bis Schloß Broich und Styrum hatte aber für die Geschichte keine wesentliche Bedeutung. Er veränderte höchstens die Erbfolge, was wohl auch der Zweck der Übung war. Diese Morde und Totschläge sind vielmehr Randglossen zu einem Leben in Hochmut und Besitzgier. Gerechterweise muß hier angemerkt werden, daß sie am allerwenigsten ein Kennzeichen der Familie von Boenen waren, die auf der Ritterburg Oberhausen bald ein Leben großen Stils auch in der Politik lebten. Wohl aber hat ein anderer Krieg, nämlich der zweite Raubkrieg Ludwig XIV. von Frankreich gegen die Niederlande, eine erstaunliche Verbindung mit Schloß Oberhausen.

In seiner Lage abseits der politischen Zentren war die Emscherburg Oberhausen ein ideales Nest für Geheimkonferenzen. Eine solche, wohl die wichtigste, die je im Schloß Oberhausen stattfand, tagte im Mai 1672. Sie war, das muß man schon sagen, vom deutschen Standpunkte aus und moralisch gesehen, anrühlig wie ein faules Ei. Des berühmten Sonnenkönigs Ludwig XIV. Kriegsminister Marschall Louvois hatte den Bischof von Straßburg, dessen Bruder, den Fürsten Wilhelm Egon von Fürstenberg und den Bischof und Gebietsherrn von Münster, den Grafen Christoph Bernhard von Gahlen, um eine Zusammenkunft gebeten. Ein von diesen Herren und dem Fürsterzbischof von Köln bereits am 4. Januar 1672 im Brühler Lustschloß verfaßter und ratifizierter Vertrag (Beistandspakt) sollte auf seine Konsequenzen hin geprüft werden. Die genannten Herren standen im heimlichen Bunde mit dem Franzosenkönig Ludwig XIV. In dem Vertrag war festgelegt, daß Ludwig XIV. mit 50 000 Mann die Niederlande angreifen solle. Der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster hatten sich in diesem Verträge verpflichtet, dem König von Frankreich für diese Aggression 16 000 Mann Fußvolk und 4 000 Reiter zur Verfügung zu stellen. Natürlich nicht gratis und franko. Der Kölner sollte dafür 21 000 französische Taler monatlich, der Münsteraner monatlich 13 000 Silberlinge erhalten.

So lautete der Vertrag, den Marschall Louvois den Herren auf Burg Oberhausen in der genannten Viererkonferenz vorlegte. Er verlangte, daß die Maske der Neutralität, die der Kölner und Münsteraner bis dahin verabredungsgemäß zur Schau getragen hatten, abgelegt werde. Ludwig forderte jetzt eine offene Kriegserklärung der Herren an die Niederlande, nachdem er selbst bereits einen Monat vorher mit seiner eigenen Kriegserklärung vor-

ausgegangen war. Einen Tag nach dieser Oberhausener Konferenz überbrachte ein reifender Bote die Kriegserklärung des Kölner Kurfürsten nach Holland. Münster schloß sich sofort an.

Man sieht: Oberhausens Beziehungen nach Holland, heute knotenpunktartig durch friedliche Eisenbahn- und Autobahnstrecken mit großem Güterverkehr dargestellt, sind schon sehr früh geknüpft worden. Sogar die relativ unbedeutende Geschichte der Burg Oberhausen spiegelt Verhältnisse und Verhaltensweisen der Mächtigen jener Zeit, die uns heute nur verständlich sind, wenn man sie aus einem jeweiligen „Geist der Zeit“ begreift. Dieser „Geist der Zeit“ übertraf damals an sozialer Grausamkeit, an Besitzgier und brutaler Macht-ausübung bei weitem jede folgende Epoche. Die Aufzeichnungen und Urkunden, die das Leben unserer Oberhausener, Osterfelder und Sterkrader Vorfahren im 17. Jahrhundert kennzeichnen, wirken heute wie die traurige Chronik eines ewigen Krieges. Osterfelds Pankra-tius-Pfarrer, zu deren Bereich Schloß Oberhausen damals gehörte, waren die Buchhalter unvorstellbaren Elends. Aus den Listen, die die Qualen der Untertans- und Leibeigenenabhängigkeit mit der Aufzählung von Namen und Abgabepflichten festhalten, aus den Rekrutierungs- und Einquartierungsurkunden stöhnt mißachtetes Menschentum, donnert der Befehl rücksichtsloser, über Leib und Leben gebietender Herren. Im Juni 1672, einen Monat nach der von Schloß Oberhausen ausgegangenen Kriegserklärung an die Niederlande, wälzte sich bereits ein französisches Heer von 30 000 Mann aus der Gegend Kaiserswerth heran, an der damaligen Festung Duisburg vorbei. Das Dorf Meiderich wurde verbrannt und ausgeplündert. Schloß Oberhausen und Burg Vondern wurden angezündet und alles Vieh weggetrieben.

Gut 100 Jahre später — vergessen waren die Schrecken, die die Emscherburg Oberhausen und die Osterfelder und Sterkrader Bevölkerung im Dreißigjährigen Kriege und bei den Raubkriegen Ludwigs durchgemacht hatten — flutete ein Strom feudaler Franzosen in die hiesige Gegend. Das Ziel waren die Adels-burgen Oberhausen, Styrum und Broich. Die



Angst vor der großen französischen Revolution peitschte sie über die Grenzen. Emigranten — wie geläufig uns dies Wort geblieben ist! — suchten in Osterfeld, Sterkrade und Mülheim Unterkunft. Auf Schloß Oberhausen erhielten sie einen Flügel zugewiesen. Hier lebten die geflohenen Adligen teils in Saus und Braus, teils bettelten sie um Geld und Unterhalt bei Kirchen und Besitzern. Um diese Zeit war eine furchtbare Mißernte im Oberhausener und Osterfelder Gebiet. Die Preise für Roggen und Weizen, aber auch für Kartoffeln stiegen so hemmungslos, daß der größte Teil der ärmeren Einwohner Gras kochte und aus einem Gemisch von Kleie und Kartoffelschalen Brot buk. Osterfelds Pfarrer Wesener registrierte diese Daten. Er geißelte auch das Luderleben gewisser adliger Emigranten, die sich auf Schloß Oberhausen um eine lockere Dame scharten, die sie aus Frankreich mitgebracht hatten: Hortense Riché. Sie war der Anziehungspunkt für die „Kavaliere“ ringsum. Deren Auftreten in der Öffentlichkeit, aber auch die Gelage im Oberhausener Schloß, die Jagden im Grafenbusch, die Ausritte zu dem Emigranten auf Schloß Styrum — all dies erbitterte den Osterfelder Pfarrer wegen des schlechten Beispiels, besonders aber wegen der schrecklichen Not, in der sich die hiesigen kleinen Kötter, Handwerker und Tagelöhner befanden. Er war der Seelsorger. Er hatte so auch Schloß Oberhausen mit der leichtlebigen Riché zu betreuen. Wir finden in den Chroniken der Pfarre Osterfeld die Geschichte dieser Riché, die auf dem alten Friedhof in Osterfeld begraben wurde, aufgezeichnet. Mitten in einem Rausch der Feste wurde Hortense krank. Als sie fühlte, sie würde nicht mehr gesund werden, packte sie die Angst. Sie ließ den Osterfelder Pfarrer kommen, beichtete und vermachte der Kirche allen Schmuck und alles Geld, das sie von ihren vielen Kavaliern für Zärtlichkeiten eingeheimst hatte; der Pfarrer sollte es für die Armen verwenden. Dann starb sie in Ruhe. Aber noch lange wurde von ihr erzählt. Sie soll sehr schön gewesen sein . . .

Die Westerholt-Gysenberg hatten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die Burg Oberhausen nur selten besucht. Sie residierten auf Schloß Berge bei Gelsenkirchen. Der im Klever Landtag ermordete Wilhelm Ludolf von Boenen, Herr von Oberhausen und Haus Bermen, hatte einen Sohn Ludolf Friedrich Adolf, Freiherr von Boenen zu Berge und Oberhausen, kurkölnischer und münsterischer Geheimer Rat, Statthalter des Kurfürsten von Köln in Recklinghausen, Dülmen und Meppen. Dieser Ludolf Friedrich Adolf hatte 1770 die Erbtöchter

Wilhelmine Franziska von Westerholt-Gysenberg geheiratet. Neun Jahre später (27. 7. 1779) wurde ihm durch kaiserliche Urkunde gestattet, den Namen und das Wappen seiner Frau, also der Westerholt-Gysenberg, anzunehmen. So kommt es, daß die Geschichte der Burg und des späteren Schlosses Oberhausen mit dem Namen der Westerholt-Gysenberg und nicht mit dem der Boenen, die in Wirklichkeit blutsmäßig immer noch die Besitzer waren, endet.

Um 1800 herum siedelten die Westerholt-Gysenberg ganz von Haus Berge nach Burg Oberhausen über. Im Jahre 1802 löste der Graf Maximilian Friedrich den Vertrag mit dem damaligen bürgerlichen Pächter der alten Burg, namens Grave, und kam mit seiner Familie an die Emscher. Die alte Oberhausener Emscherburg war — wie heute wieder ein Teil des Schlosses — baufällig. Graf Max und seine Gemahlin ließen in den nächsten zehn Jahren, etwa bis 1813, ein neues Schloß nach ihren Plänen errichten, nicht weit von der alten Burg. Dieses eigentliche „Schloß Oberhausen“ ist gemeint, wenn heute vom „Schloß“ die Rede ist. Jeder Oberhausener kennt es. In der Weihnachtsausgabe des „Echo der Arbeit“ brachten wir das Bild des Erbauers, Graf Max, und seiner Gattin. Auch das der letzten Bewohnerin des Schlosses, der Reichsgräfin Wilhelmine Karoline von Westerholt-Gysenberg, die am 30. September 1858 auf dem Schlosse starb.

Eine neue Zeit war angebrochen, die der Feudalherren und Grafen, der Leibeigenschaft und Großbodenbesitzer war auch bei uns, und bei uns sehr plötzlich, vorbei. Nicht mehr das Schloß, sondern die erste Zeche auf der Heide, Concordia, nicht mehr der Grafenbusch, sondern die Walzwerke und Hochöfen an der Essener Straße und die Fabriken beherrschten die Heide und früheren Waldgebiete. Als die letzte Reichsgräfin ihre Augen auf Schloß Oberhausen für immer schloß, ertönte schon seit mehr als 10 Jahren der Pfiff der Lokomotiven, die aus einem Bahnhof namens Oberhausen herausfahren und Material heranholten für Hütten, Zechen und Fabriken, und Waren wegtransportierten, die hier von neuen Herren im großen Stile hergestellt wurden. Noch gab es keine Gemeinde, die Oberhausen hieß. Aber vier Jahre nach dem Tode der letzten Oberhausener Gräfin war sie entstanden, und ihr erster Bürgermeister Schwarz erwähnt in dem ersten aller Verwaltungsberichte, die in Oberhausen erschienen sind, das Schloß überhaupt nicht mehr. Aber ganze Seiten sind in diesem Bericht den „Etablissements“, das sind die ent-

stehenden Hüttenwerke, die Fabriken und die Zechen, gewidmet. Diese „Etablissements“ standen immer größer, weiter und dröhnender auf dem ehemals gräflichen Grund und Boden. Der Schlagbaum an der Lipperheide, der Brückenzoll an der Emscher, die endlosen Fuhrn mit Holzkohle, die Gegenfuhrn mit eisernen und gußeisernen Geräten und Maschinenteilen, das Wachsen des Bahnhofs, die Verbindung nach Ruhrort zum Rhein, nach Holland — dies waren die Zeichen der neuen Oberhausener Zeit, in der der Adel verdämmerte und die Industrie anfang, Oberhausen zu formen und seinen Namen in die Welt zu tragen.

Das Schloß Oberhausen aber verwaiste. Die Westerholt-Gysenberg mieden jetzt den Adelsitz, der vom Lärm und Staub der Fabriken und Hütten, der Lokomotiven und des wachsenden Verkehrs an der Schloßfront vorbei erreicht wurde. Sie lebten und lebten noch auf Arenfels bei Hönningen am Rhein. Dort lebt auch Oberhausen in Bildern und Urkunden lautlos weiter, und manches Schreiben, das auf Schloß Arenfels bewahrt wird, trägt die Unterschrift der Männer, die Oberhausens Industrie gründeten und weltbedeutend machten. Schloß Oberhausen wurde 1891 zu Wohnzwecken umgebaut. 1896 kaufte die Stadt den Park südlich der Emscher (damals gab es noch kein Stadion nördlich der Emscher, und die Emscher selbst war noch ein Fluß, der Kanal war auch noch nicht geplant). Am 22. 3. 1897 wurde der Schloßpark anlässlich des Geburtstages Wilhelm I. „Kaisergarten“ getauft. 1909 erwarb die Stadt auch das Schloß. 1953 wurde ein Teil des baufälligen Schlosses von dem Oberhausener Stadtbaurat Prof. Hetzelt zu einer modernen Schloßgaststätte umgebaut. 1955 soll das „Herrenhaus“ niedergerissen und später vielleicht neu aufgebaut werden. Ein Museum wird hier — gewissermaßen an zuständiger Stelle — den Übergang einer langen Oberhausener Epoche ins Historische symbolisieren. Vielleicht werden dort auch einige Bilder aus dem gewaltigsten Milieuwechsel aller Zeiten die Macht repräsentieren, die uns alle und auch diese Stadt Oberhausen geformt hat: der Industrie.

Wird fortgesetzt

Jagd im Grafenbusch. Nach einem um 1840 von dem Maler Winkler gemalten Ölbild, das heute auf Schloß Arenfels am Rhein hängt, entwarf unser Zeichner Stosch dieses Bild. Dargestellt ist Max Friederich, Graf von Westerholt-Gysenberg, mit seinen Kindern und seiner Schwiegertochter. Vor mehr als hundert Jahren war der Grafenbusch ein beliebtes Jagdrevier, selbst Hirsche und Rehwild gab es hier.



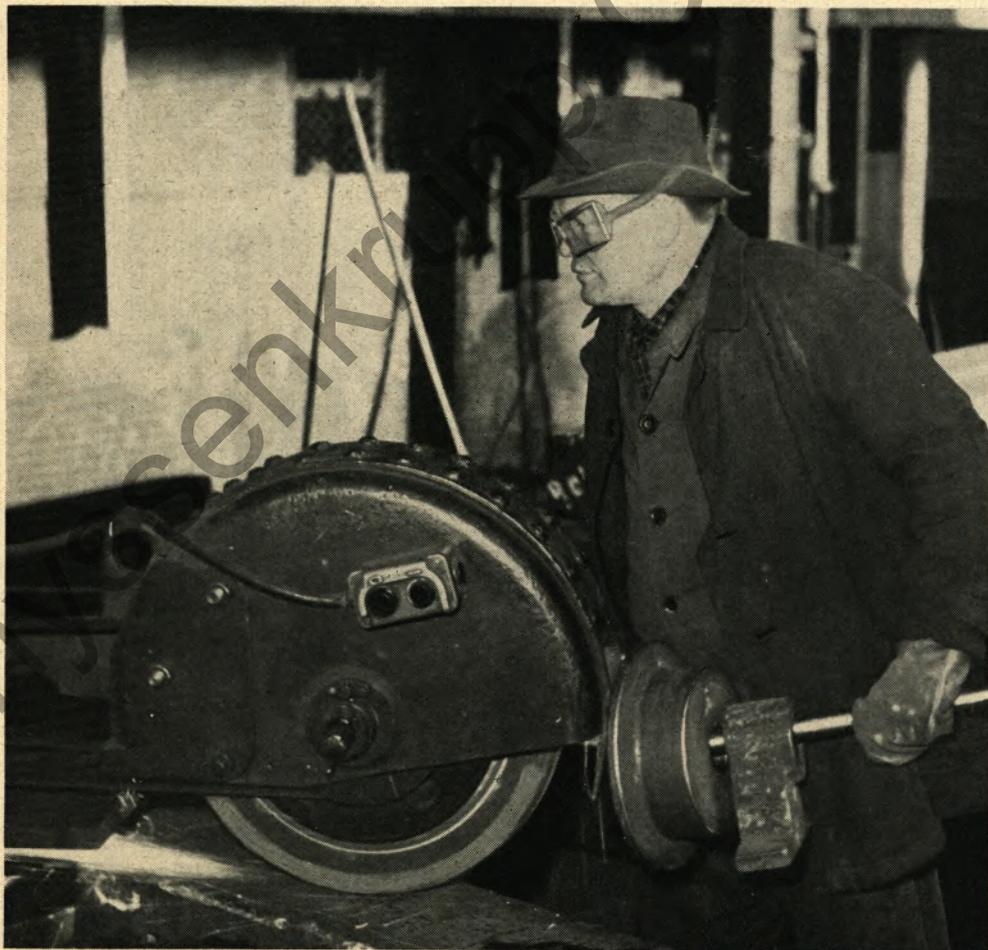
**MIT DRUCK  
GEHT'S BESSER-  
ABER, ABER...**

Bei der Bearbeitung von Blöcken mit der Pendelschleifmaschine war den Schleifern die Schleifleistung zu gering. Man wollte mehr schaffen. Da man aus eigener Lebenserfahrung wußte, daß oft unter Druck mehr geleistet wird, wollte man dieses Prinzip am eigenen Arbeitsplatz erproben. Entsprechende Gewichte waren schnell gefunden. Das Aufschieben auf die Führungsbügel der Schleifmaschine machte auch keine Schwierigkeiten. Ein Druck auf den Schaltknopf und die Funken stieben. Man strahlte, die Schleifleistung war größer. Bis, ja, bis es einen Knall gab und der Schleifstein in

viele Stücke zersprang. Glücklicherweise wurde niemand verletzt. Die eingesparte Arbeitszeit und etwas mehr ging durch diesen Bruch wieder verloren.

Zweifellos hatte nur der Wunsch zur Erhöhung der Produktion die Schleifer veranlaßt, diese neue Schleifmethode einzuführen. Keinem ist dabei der Gedanke gekommen, daß der Schleifstein diesem zusätzlichen Druck nicht gewachsen sein könnte. Schließlich hatte man sich bisher auch noch keine Gedanken über die Konstruktion des Schleifsteines und über das Zustandekommen der Schleifwirkung ge-

Und dann knallte es: Unser Bild läßt am Führungsbügel der Schleifmaschine das zusätzliche Gewicht erkennen. Oben: der zerbrochene Schleifstein, recht ordentliche Brocken, die mit großer Wucht durch die Gegend flogen.



macht. Die heute hergestellten Schleifsteine bestehen zumeist aus synthetisch gewonnenen Schleifmitteln. Das Schleifmittel setzt sich aus einer Vielzahl einzelner Schleifkörner zusammen, die wie scharfe Schneiden eines Werkzeuges wirken. Diese Schneiden sind wie bei jedem schneidenden Werkzeug einer Abnutzung, dem Stumpfwerden unterworfen. Durch ein Bindemittel werden die einzelnen Schleifkörner während der Schleifarbeit so lange festgehalten, bis sie stumpf geworden sind. Fallen die stumpf gewordenen Schleifkörner nicht von selbst ab, dann schneidet die Schleifscheibe nicht mehr, sie setzt sich zu, sie ist zu hart. Nutzen sich bei der Arbeit die Schleifscheiben zu schnell ab, weil die Schleifkörner, fast ohne Arbeit zu leisten, ausbrechen, ist die Schleifscheibe zu weich. Um die höchstmögliche Schleifleistung zu erzielen, muß also die Härte der Schleifscheibe richtig abgestimmt sein. Bei richtiger Wahl der Schleifscheibe schärft sich diese selbst, d. h., die stumpf gewordenen Körner brechen nach geleisteter Schleifarbeit aus und machen neuen, schärferen, noch schleiffähigen Schleifkörnern Platz.

Durch zusätzlichen Druck aber werden Schleifscheiben ungleich abgenutzt und unrund. Unrunde Schleifscheiben schlagen. Hierdurch wird die mechanische Festigkeit herabgesetzt. Gleichzeitig können durch das verstärkte Aufstoßen der Schleifscheibe Risse in der Scheibe entstehen. Auf jeden Fall aber wird durch Unrundung oder Stoß die Sicherheit gegen Bruch des Steines herabgesetzt. Ganz abgesehen davon, daß durch den zusätzlichen Druck auch die Abnutzung des Schleifsteines vergrößert wird und sich damit die Schleifkosten erhöhen.

Bei Bruch eines Schleifsteines fliegen die einzelnen Stücke trotz Schutzvorrichtung mit großer Wucht durch die Gegend. Die Abbildung zeigt, daß es sich um recht unangenehme Brocken handelt. Schleifen wir also künftig ohne Anhängen von Gewichten. Bei Wahl des richtigen Schleifsteines wird eine gute Schleifleistung auch ohne zusätzlichen Druck erreicht. Ganz bestimmt aber ist das Arbeiten sicherer.

Ho.

## VORSICHT LOHNT IMMER

Dies kann am besten der 2. Scherenarbeiter Josef A. bestätigen. Am 13. 12. 1954 kaufte er sich ein Paar Sicherheitsschuhe. Sicherlich war die Ausgabe dafür vor den Festtagen nicht gerade angenehm. Aber bereits 14 Tage später hatte sich die Ausgabe für die Schuhe bezahlt gemacht. Eine Platine von 25 kg schlug A. auf den Fuß. Die Stahlkappe wurde leicht eingedrückt und das Oberleder aufgerissen, aber Zehen und Fuß blieben heil. A. brauchte den Silvesterabend nicht im Krankenhaus zu verbringen. Er hat sicherlich bei einem Glas Grog darüber nachgedacht, daß sich Vorsicht immer lohnt und daß sich Arbeitsschutzartikel letzten Endes selbst bezahlt machen.

Der Reparaturschlosser Sch. wird es sicherlich inzwischen auch eingesehen haben. Er konnte an den Festtagen nicht unbeschwert seine Besuche machen. Am 20. 11. 1954 rutschte ein Werkstück von der Drehbank und fiel auf seinen Fuß. Keine Stahlkappe hielt den Schlag auf. Der Bruch eines linken Zehes erforderte eine Arbeitsunterbrechung von sechs Wochen. Sechs Wochen bedeuten für Sch. einen Verdienstausschlag von über 200,— DM. Ein Paar Sicherheitsschuhe aber hätte  $\frac{1}{10}$  dieses Wertes ausgemacht. Auch hier wäre der Sicherheitsschuh billiger gewesen und Sch. hätte seinen Feiertag und die Festtage nicht so unbehaglich verbringen brauchen.

Ho.

### Einbanddecken 1954

Für den mit der letzten Ausgabe abgeschlossenen Jahrgang 5 (1954) des „Echo der Arbeit“ können wie in den Vorjahren wieder Einbanddecken bezogen werden. Werksangehörige, die den Jahrgang 1954 lückenlos aufbewahrt haben, können ihn bei der Pressestelle im Werksgasthaus (Eingang vom Parkplatz aus) zum Einbinden abgeben.

# WENN ICH MEIN MANN WÄRE

Oh, ich wäre ein fabelhafter Ehemann! Nie zerstreut, nie schlechter Laune. Immer ausgeglichen und aufmerksam. Ich würde meine Frau nicht zeitweilig mit Aufmerksamkeiten überschütten und zeitweilig ganz ferngerückt scheinen. Das heißt: ich würde das erste immer tun und das zweite nie. Ich würde nicht beim Frühstück die ganze Zeitung für mich beanspruchen und ohne aufzusehen lesen und kein Wort reden. Ich würde auch nicht beim Adieusagen befönt nervös sein, sondern mich ruhig und zärtlich verabschieden. Ich würde nie vergessen, wenn ich mir Zigaretten kaufe, beim nächsten Kaufmann ein paar Pralinen zu kaufen. Ich würde wissen, daß für eine Frau nichts so traurig ist, als sich selbst Blumen kaufen zu müssen. Ich würde bei Verabredungen meine Frau nicht warten lassen, weil ich von einem Kollegen aufgehalten wurde, sondern den Kollegen lieber rechtzeitig verabschieden. Ich würde mit Wonne die Wirtschaftskasse neu auffüllen, wenn sie vorzeitig leer geworden. Ich würde nichts von toller Wirtschaft und Luxusaussagen murmeln, wenn schon mal „aus Versehen“ ein Hut, ein Paar Schuhe daraus bezahlt wurden. Ich würde fabelhaft großzügig sein, aber ich würde auf jede große Geste verzichten. Ich würde nicht gönnerhaft und überlegen „lieber Gott“ spielen. Ich würde auch nicht alles komisch, lächerlich und kindisch finden, was meine Frau macht. Ich würde ein guter Kamerad und mit meiner Frau richtig befreundet sein. Ich würde nicht jede kleine Erkältung für eine unheimliche schleichende Krankheit halten und damit mich und meine Frau dauernd beunruhigen. Ich würde die Freundinnen meiner Frau, die ich nicht besonders schätze, es nicht merken lassen, indem ich in sieben Sprachen schweige und lächle. Ich würde nie unseren Hochzeitstag vergessen und nie am Geburtstag meiner Frau mich erst morgens daran erinnern. Ich würde dann nicht schnell einen Geldschein in ein Kuvert stecken und damit basta. Ich würde mir das ganze Jahr kleine Notizen machen über das, was meine Frau sich wünscht und würde das zu Weihnachten und zum Geburtstag sorgfältig selbst aussuchen. Ich würde auf Bällen mit meiner Frau immer zuerst tanzen und am meisten. Ich würde auf der Reise der aufmerksamste Begleiter sein. Ich würde — ich würde — oh, ich würde ein fabelhafter Ehemann sein.

Wenn allerdings alle Ehemänner so wären wie ich wäre . . . , wenn, dann gäbe es leider keinen so netten Witz mehr, wie diesen:  
Samstag nachmittags ist es. Er, seit Jahren erfolgreich verheiratet, kommt mit einem Blumenstrauß nach Hause, um einmal seine Frau zu überraschen. Sie öffnet ihm und bricht in Tränen aus:  
„Heute geht auch alles verkehrt. Ein Unglück nach dem anderen. Erst hat Fritzchen zwei Teller zerbrochen, dann hat der Hund den Sonntagsbraten gefressen und jetzt kommst du am hellen Nachmittag besoffen nach Hause.“



# Leuchte, alter Leuchtturm!

Wieder einmal brannte bei Scheer an der Bismarckstraße der Leuchtturm. Um ihn versammelt waren die Männer vom Sängerbund Hüttenwerk. Seit Jahren schon nimmt der „Rote-Sand-Leuchtturm“ bei jeder Generalversammlung seinen Ehrenplatz ein; als Stiftung des Wilhelmshavener Sängerbund-Freundes Karl Müller, Bruder des Vorsitzenden der HOAG-Sänger.

Bernhard Müller konnte als Ehrengast den Leiter der Personalabteilung für Arbeiter, Prokurist Ernst Hardung, begrüßen. Als Pate des Sängerbundes hat er seit Jahren bei keiner Hauptversammlung gefehlt. Er brachte die Grüße des Werkes zum Ausdruck. Grüße übermitteln ließen auch Dr. Graef und Arbeitsdirektor Strohmenger.

Zu Ehren von drei Mitgliedern, die im vergangenen Jahr verstorben sind, erhob man sich von den Plätzen: Frau Stermann, Josef Kohaupt und Karl Fischer.

Ein Rückblick auf die Vereinstätigkeit im Jahre 1954 ruft manches schöne Erlebnis in Erinnerung. Es war auch im Hinblick auf die Mitgliederbewegung ein Erfolg. Auch im kommenden Jahr soll die Nachwuchspflege im Vordergrund stehen.

Aus dem kommenden Programm ragt das Wunschkonzert heraus, das am 10. Mai im Werksgasthaus veranstaltet werden soll. Vom Werk wurden die Noten für mehrere Tondichtungen gestiftet. Chorleiter Distelkamp mahnte zu fleißigem Probebesuch. Am 19. Februar steigt die schon traditionelle Karnevalsfeier des Sängerbundes.

Die Wahlen zum Vorstand ergaben keine Veränderung. Für 25jährige Mitgliedschaft im Deutschen Sängerbund wurde Heinz Börgers geehrt; er erhielt die silberne Ehrennadel.

In der letzten Ausgabe hat uns wieder einmal der Druckfehlerfeind einen Streich gespielt. In dem Bericht „Illustrierte Rückschau auf das Baujahr 1954“ muß es bei der Erklärung des 2. Bildes heißen: „Der Lepolofen im Zementwerk, der eine Tagesleistung von 500 Tonnen Klinker aufweist . . .“ Und nicht, wie es der Druckfehlerfeind wollte: „ . . . der eine Tagesleistung von 500 Steinen aufweist . . .“



# „Spanische Fliege“ sürkte rheinisch

Premiere des HOAG-Ensembles ein voller Erfolg - Lachmuskeln wurden strapaziert

Die „Spanische Fliege“, die wir dieser Tage im Werksgasthaus entdeckten, kam uns durchaus nicht spanisch, sondern wie eine liebe Bekannte vor. Sie hatte rheinischen Humor und berlinerischen Witz. Ein zwerchfellerschütterndes Traktat, aus der Mottenkiste zwar, aber blitzblank aufgeputzt von der HOAG-Bühnengruppe, die damit ihre erste Premiere im neuen Jahr als gelungen ansehen kann.

Vielleicht, daß die „Spanische Fliege“ bald schon in einer Traumfabrik zu einem zugkräftigen Filmschwank verwendet wird, wie so vieles aus der „Fließband“-Produktion von Arnold und Bach. Vor dem Film aber haben die „Fliege“ die HOAG-Laienspieler entdeckt, und auch das — der richtige Griff in das reichhaltige Repertoire bühnenfähiger Stücke — ist anzuerkennen. Die Laienspielschar hat ihre schon wiederholt gezeigte Spielfreudigkeit aufs neue unter Beweis gestellt. Sie besitzt — und das ist noch lange nicht bei allen Laienspielgruppen anzutreffen — die Illusionskraft, die keiner besonderen Requisiten bedarf. Und sie hat den Vorzug, Spieler mit der Begabung zu echter Komik unter sich zu haben.

Darum auch der Erfolg der „Spanischen Fliege“, darum auch die Lachstürme über den vielstrapazierten „Mostrichfabrikanten“ Vinzenz Kikos, dem die „Spanische Fliege“ auf der Nase herumtanzt. Ja — tanzt, denn die „Fliege“ ist ja eine Tänzerin und heißt echt spanisch Rosita, und vor ihr kapituliert er — Spielleiter und Hauptdarsteller in einer Person — schließlich original berlinerisch: „Ick leg mir lang hin.“

Zu der runden Ensemble-Leistung trugen bei: des Mostrichfabrikanten Frau Emma, Präsidentin des Sittlichkeitsvereins (Maria Kretschmer), ihr Bruder Eduard (Hans Cichon), Tochter Paule (Kläre Driewer), ihr sympathischer Bräutigam Dr. Gerlach (Friedhelm Eberle), die

urkomische Figur Heinrich Meisel (Manfred Mihm) und dessen Braut Wally (Marianne Kretschmer). Stürmischer Beifall für eine prächtige Aufführung.

## Handschutz gesucht

Mit Sorge verfolgt die Werksleitung die Unfall-Statistik des Drahtwerkes Gelsenkirchen. Die Unfallzahlen sind hier bedeutend höher als in den Oberhausener Betrieben. Und zwar sind es, der Eigenart des Betriebes entsprechend, meist Stich- und Schnittverletzungen an den Händen. Es wäre daher wünschenswert, wenn alle Kollegen bei der Entwicklung eines gebrauchsfähigen Handschutzes mitarbeiten würden. Vorschläge, die wie Verbesserungsvorschläge prämiert werden, sind an die Redaktion von „Echo der Arbeit“ zu richten.



Verfasser der nebenstehenden Kurzgeschichte ist Jupp Ziemer, Zementwerk. Nicht wahr, die Geschichte ist recht nett. Sicherlich wird mancher schmunzeln. Aber wie wäre es, wenn auch Sie uns einmal ein hübsches Erlebnis schilderten. Wir wollen in Zukunft regelmäßig in jeder Ausgabe eine Kurzgeschichte veröffentlichen. Verfasser sollen unsere Werksangehörigen sein. Am besten wäre es, wenn uns dabei Geschichten und Anekdoten aus den Betrieben mitgeteilt würden. Die eingesandten Artikel werden mit Buchpreisen prämiert. Ihre Redaktion „Echo der Arbeit“.

# Albert Schweitzer

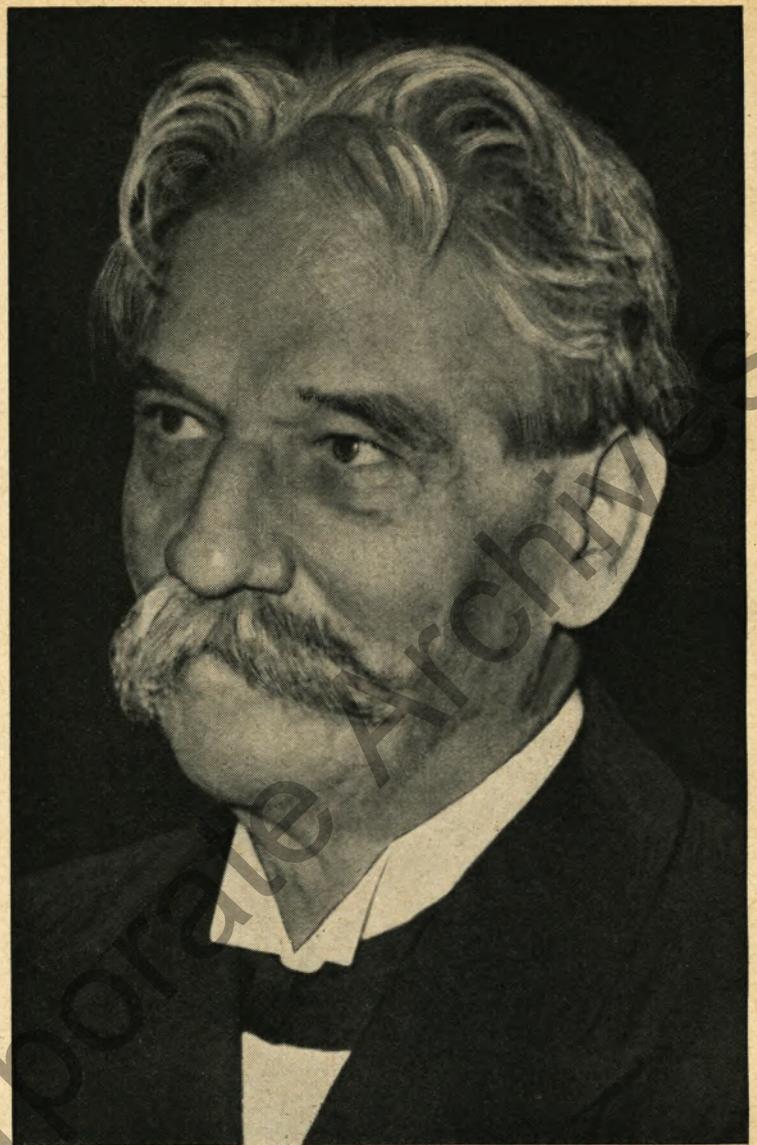
Zum 80. Geburtstag des Urwalddoktors von Lambarene

Albert Schweitzer, der „Urwalddoktor von Lambarene“, vollendete am 14. Januar sein 80. Lebensjahr. Sein vor dem ersten Weltkrieg gefaßter Entschluß, seine wissenschaftliche und künstlerische Arbeit in Europa aufzugeben, um dem „armen Lazarus“ im schwarzen Erdteil zu helfen, hat ihm in der ganzen Welt Liebe und Verehrung eingetragen. Der Friedens-Nobelpreis, der Friedenspreis des deutschen Buchhandels, der Frankfurter Goethepreis sowie die Ehrendoktorwürden europäischer Hochschulen und der Universitäten Chicago und Kapstadt sind Zeichen der Anerkennung für seine humanitäre, wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung. Von Bundespräsident Professor Heuss wurde Albert Schweitzer neulich die Friedensklasse des „Pour le mérite“ verliehen.

Der große Arzt und Musiker, Religionsforscher und Kulturphilosoph Albert Schweitzer ist eine so vielfältige Persönlichkeit, deren Wert keinen Ruhm nötig hat. Vor mehr als vierzig Jahren zog er zum ersten Male von Straßburg nach Französisch-Kongo-Afrika, um dort an der nördlichsten Station der Kongo-Mission, bei Lambarene am Flusse Ogowe, als einziger Arzt im Umkreis von hunderten Kilometern zu wirken. Ein Jahr später brach der erste Weltkrieg aus. Schweitzer, der als Elsässer deutscher Untertan war, wurde interniert, nach Frankreich gebracht und kurz vor Kriegsende krank in die Heimat entlassen. Schweitzer, der seine Laufbahn als (evangelischer) Pfarrer und angehender Theologieprofessor aufgegeben hatte, um Medizin zu studieren und Missionsarzt zu werden, entschloß sich danach zum zweiten Male, sein Werk in Afrika aufzunehmen. Mit Vorträgen, die er in Schweden hielt, und mit einem in Straßburg veröffentlichten Aufruf „Die Bruderschaft der vom Schmerz Gezeichneten“ erwarb er die Mittel, die zum Wiederaufbau des inzwischen verfallenen Spitals nötig waren. Seit 1920 ist er dort tätig. Diese Jahrzehnte im aufopfernden Dienst der Menschenliebe, im tropischen Afrika, unter tausend Schwierigkeiten, sind auch in unserer an harten Schicksalen nicht armen Zeit ein Sonderfall, weil es sich um ein selbstgewähltes Schicksal handelt. Und das Wesentliche ist deshalb nicht, wie Schweitzers „Abenteuer“ verlief und was ihm im Urwald gelang, sondern was ihn bestimmte, dieses Schicksal zu wählen, und wieviel mehr er war und wurde als ein „Urwaldarzt“.

Albert Schweitzer wollte alles andere als ein „Held“ sein. „Nur derjenige, der sein Vorhaben als etwas Selbstverständliches, nicht als etwas Außergewöhnliches empfindet und der kein Heldentum, sondern nur in nüchternem Enthusiasmus übernommene Pflicht kennt, besitzt die Fähigkeit, ein geistiger Abenteurer zu sein, wie sie die Welt nötig hat.“ Mit diesen Worten hat er seinen Entschluß, in den Urwald zu gehen, einst gerechtfertigt. Und als er nach dem ersten Weltkrieg diesen Entschluß zum zweiten Male faßte und man ihn fragte, warum er nicht lieber in Europa bleibe, wo es viele Wunden des Krieges zu lindern und viele Menschen gab, die Hilfe brauchten, erwiderte er, daß Europa die Mittel habe, sich selbst zu helfen, und daß er im „schwarzen Erdteil“ eine Schuld abzutragen habe, denn die Leiden der Kolonialvölker seien fast alle durch die Europäer verursacht, auch die Epidemien, die sich erst durch die vom Einbruch der Weißen und ihres Wirtschaftssystems erzeugten Massenwanderungen verbreitet hatten. „Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen, sondern wir müssen es. Was wir ihnen an Gutem erweisen, ist nicht Wohlthat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitete, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt.“

Am Rande des afrikanischen Urwaldes hat Albert Schweitzer seine Gedanken über die europäische (oder, wie man heute zu sagen pflegt, die „abendländische“) Kultur niedergeschrieben. „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“ und „Kultur und Ethik“ heißen die beiden Bücher. Die Lehren, die er in ihnen verkündet, sind: der Mut zum Denken und die Ehrfurcht vor dem Leben. Schweitzer sah — wie andere auch — die Gefahr, die der Kultur in unserer Zeit droht, aber er glaubte nicht an den „Untergang des Abendlandes“. Er sann darüber nach, wie der Gefahr zu begegnen sei. Der europäische Mensch, so erkannte Schweitzer, hat sein Selbstbewußtsein verloren, weil er den Mut zum eigenen Denken verloren hat, weil er die Wahrheit nicht mehr finden zu können glaubt, weil er in ständiger Furcht vor einer nicht mehr begriffenen Wissenschaft und nicht mehr verstandenen Entwicklung lebt, wie die Eingeborenen im Urwald in Angst vor unverständenen Naturgewalten leben. Nur wenn der europäische Mensch den Mut zum eigenen Denken wieder faßt, wird er sein Selbstbewußtsein und seine Zuversicht wiedergewinnen. Nur wenn er die Wahrheit nicht mehr fürchtet, sondern sucht, wird er sie finden,



und sie läßt sich finden, „wenn das Denken nur tief und elementar genug wird“.

Das erstaunlichste an Albert Schweitzer ist nicht, was er in Afrika vollbrachte und daß er außer „Urwaldarzt“ noch Kulturphilosoph, gelehrter Theologe und eine Autorität auf dem Gebiete der Orgelkunst und der Bach-Interpretation ist. Das erstaunlichste ist, daß er, obwohl er ein Apostel des Denkens und der Vernunft ist, zu einem der berühmtesten Männer des 20. Jahrhunderts geworden ist — eines Jahrhunderts, in dem „Aufklärung“ zum verbreiteten Schimpfwort und das Bemühen, alles Geschehene gedanklich zu erklären, zu einer antiquierten Mode des 18. oder 19. Jahrhunderts gestempelt worden ist.

Und doch hätte Albert Schweitzer die liebende Verehrung, die er in unserer Zeit findet, nicht erreicht, wenn er seine Gedanken nur niedergeschrieben und nicht auch vorgelebt hätte. Für Schweitzer ist das höchste Ziel des Denkens: zu einer ethischen Überzeugung zu gelangen und für sie zu leben und zu wirken. Erst das ist wahrhaft Menschsein! Dabei ist Albert Schweitzer beileibe kein milder Nachfahre des heiligen Franziskus, sondern ein Feuerkopf, ein Radikaler in des Wortes wahrster Bedeutung, ein Vollblutmensch, der die Höhen und Tiefen des Lebens mit gleicher Intensität erlebt, ein Lachender und Sorgengebeugter, ein hilfreich Dienender, großzügig Verstehender, und doch bei Gelegenheit eigensinniger Dickschädel. Von sich selbst hat er einmal gesagt: „Ich bin zu einem Drittel Professor, zu einem Drittel Apotheker, zu einem Drittel Bauer. Dazu kommen aber dann noch einige Tropfen ‚wilder Mann‘.“

In Lambarene erhielt Schweitzer 1953 Kenntnis von der Verleihung des Nobelpreises. Er wurde mit Telegrammen überhäuft, er sollte Interviews geben und Artikel schreiben, er sollte am Radio sprechen. Doch souverän erklärte er: „Bitte, laßt mich arbeiten. Ich muß mein neues Lepradorf bauen. Die 147 000 Kronen des Preises sind mir sehr willkommen, dafür kann ich eine Menge Wellblech für Krankenbaracken kaufen!“

Ein Jahr später, im November 1954, ist Albert Schweitzer mit seiner leidenden Gemahlin in der norwegischen Hauptstadt. Man empfing ihn wie keinen Nobelpreisträger zuvor. Stundenlang standen die Menschen vor der Universität, um nur einen Blick auf den großen, wunderbaren Menschen zu werfen, dessen Lebenswerk nun seine äußere Krönung erhielt.

K. H. S.

# HOAG-CHRONIK

## WERK OBERHAUSEN

### Geburten:

8. 10.:  
Heinrich Wilkes, Sohn Heinrich

9. 10.:  
Johann Blümling, Sohn Hans-Dieter

12. 10.:  
Helmut Radspieler, Sohn Gottfried

14. 10.:  
Günter Roßmüller, Tochter Christa

19. 10.:  
Heinz Bauer, Tochter Monika

22. 10.:  
Fritz Hollstein, Sohn Dieter

24. 10.:  
Ernst Sagorski, Sohn Werner

5. 11.:  
Hermann Merten, Sohn Ralf

7. 11.:  
Heinrich Deckers, Tochter Sabine

13. 11.:  
Gerfried Fricke, Sohn Wolfgang

14. 11.:  
Alois Kaiser, Sohn Franz

18. 11.:  
Horst Eichmann, Tochter Ingrid

19. 11.:  
Hans-Heinrich Weske, Tochter Ulrike

22. 11.:  
Erich Nixdorf, Tochter Gisela

23. 11.:  
Wilhelm Ricken, Sohn Wilhelm

24. 11.:  
Horst Richert, Sohn Detlev

25. 11.:  
Werner Stürznickel, Tochter Doris

26. 11.:  
Franz Bluhmki, Sohn Klaus

28. 11.:  
Heinrich Kalbfleisch, Tochter Gabriele

1. 12.:  
Theodor Edelkamp, Tochter Doris;  
Herbert Meißler, Tochter Ingrid

2. 12.:  
Peter Kirschcheck, Sohn Klaus

3. 12.:  
Felix Zanoni, Tochter Margarete;  
Franz Hefy, Sohn Norbert

4. 12.:  
Rudolf Tietz, Tochter Cornelia

5. 12.:  
Siegfried Glodde, Sohn Herbert

6. 12.:  
Emil Albat, Sohn Manfred; Bernhard an Haack, Sohn Horst

7. 12.:  
Theodor Gebser, Tochter Ute;  
Wilhelm Hilburg, Sohn Andreas;  
Heinrich Kaspari, Sohn Klaus

8. 12.:  
Heinz Bethke, Tochter Iris; Erich Brunsbach, Tochter Katharina

10. 12.:  
Friedrich Weißberg, Tochter Angelika

11. 12.:  
Josef Kostrezewa, Tochter Monika;  
Helmut Reimann, Sohn Klaus

12. 12.:  
Ernst Weyers, Sohn Norbert

15. 12.:  
Hugo Welp, Sohn Peter

16. 12.:  
Anton Schweiger, Tochter Eva

17. 12.:  
Heinz Flesch, Tochter Christa;  
Helmut Münkel, Sohn Friedhelm;  
Franz Windheuser, Tochter Magdalene

22. 12.:  
Horst Beyer, Tochter Claudia

25. 12.:  
Josef Sökefeld, Tochter Christel

26. 12.:  
Heinz Nauss, Sohn Uwe

28. 12.:  
Hans-Günter Krämer, Sohn Uwe;  
Eduard Sowa, Tochter Heike;  
Ewald Weigener, Sohn Klaus

29. 12.:  
Thaddäus Duda, Tochter Edeltraud

30. 12.:  
Wilhelm Boos, Tochter Anemarie;  
Karl Nowak, Tochter Maria-Luise

31. 12.:  
Wilhelm Weiland, Sohn Peter

1. 1.:  
Ernst Eidam, Sohn Klaus; Norbert Kaminski, Sohn Holger

3. 1.:  
Günter Engel, Sohn Robert

### Eheschließungen:

11. 9.:  
Günter Schlaghecke mit Margarete Hülsermann

8. 10.:  
Günter Spielmann mit Gisela Dreher

27. 10.:  
Hermann Pallerberg mit Marianne Hübers

29. 10.:  
Waldemar Grunbach mit Irmgard Cieslewicz

30. 10.:  
Günter Flühr mit Ilse Sperling

8. 11.:  
Paul Hemmert mit Margareta Kürvers

13. 11.:  
Hans-Joachim Seidenkranz mit Edelgard Ossig

20. 11.:  
Paul Ostfeld mit Anneliese Kwasny; Hermann Vennemann mit

Cäcilia Maria Mey; Christian Lorenzen mit Edith Maria Reiche

26. 11.:  
Rudolf Budell mit Ingrid Hellnich

27. 11.:  
Adam Jost mit Helene Jeppel

4. 12.:  
Theodor Sommer mit Hildegard Gören

7. 12.:  
Manfred Lubitz mit Gisela Machnik

13. 12.:  
Paul Kaulbarsch mit Hannelore Pirkes

18. 12.:  
Oskar Dallmann mit Brigitta Fischer; Helmut Uebber mit Elisabeth Brendenahl

22. 12.:  
Paul Wagener mit Margrit Hülsermann

24. 12.:  
Alfred Wenning mit Waltraud Brox

27. 12.:  
Günter Schimmelpfennig mit Magdalene Brucherseifer

## WERK GELSENKIRCHEN

### Geburten:

8. 12.:  
Heinrich Wittmers, Sohn Karl Heinz

22. 12.:  
Kurt Marklein, Tochter Gabriele

23. 12.:  
Werner Schlechtendahl, Sohn Lothar

**Eheschließungen:**

3. 12.:  
Albert Sommer mit Erna Schaaf

## WERK OBERHAUSEN

### 50jähriges Dienstjubiläum:

Gustav Plenert, Bote

### 40jähriges Dienstjubiläum:

Fritz Bischof, Schlosser  
Gustav Jerneizig, Kranführer

Vinzent Norrmann, Schalttafel-

wärter

Peter Ohlberger, Maschinist

Adolf Preuss, Kranführer

### 25jähriges Dienstjubiläum:

Franz Borgolte, Abfeger

Erich Jagenow, Scherenmann

Franz Janßen, Vorstrecker

Aloysius Reinhard, Schlackenlader

Heinrich Schulte, kaufm. Ange-

stellter

Hermann Ziegenhagen, Lokführer

## WERK GELSENKIRCHEN

### 40jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Weidemann, Werkzeugschlosser

## WERK OBERHAUSEN

12. 7.:  
Heinrich Ramm, Pensionär

19. 11.:  
Johann Kober, Pensionär

22. 11.:  
Hugo Mülders, Pensionär

26. 11.:  
Wilhelm Bentrup, Pensionär

27. 11.:  
Wilhelm Hachenberg, Pensionär

3. 12.:  
Ferdinand Rhein, Pensionär

5. 12.:  
Wilhelm Holzkämper, Laborant

6. 12.:  
Kurt Harrer, Dressierer

8. 12.:  
Johann Diebels, Verlager

10. 12.:  
Wilhelm Hüttermann, Pensionär

28. 12.:  
Heinrich Ott, Streckgehilfe  
Josef Pernak, Oberpförtner

30. 12.:  
Heinrich Scholten, Maurer

31. 12.:  
Wilhelm Lüderitz, Schalttafelwärter

## WERK GELSENKIRCHEN

1. 12.:  
Helmut Steffan, Vorwalzer

6. 12.:  
Emanuel Steinke, Maschinist

## Unsere Jubilare im Dezember

## † Sie gingen von uns



„Wann können wir denn das Wohnzimmer mal wieder betreten?“



„Sehr schön, Deine Schneeplastik! Wie willst sie aber zur Ausstellung schaffen?“



„Langsam wird es mir aber unheimlich! Wieviel Sofakissen willst du denn eigentlich ausstellen?“



Ohne Worte

## Steckenpferd-Reiter

Text und Zeichnung:  
Willi Kleppe

Vom 23. Februar bis zum 4. März 1955 steigt unsere „Steckenpferd“-Ausstellung. Willi Kleppe hat die letzten Vorbereitungen hier noch einmal illustriert.



„Was wollen Sie denn beim Wettbewerb der HOAG vorlegen, Herr Schmitts?“ „Ich — ich habe doch kein Steckenpferd!“